



venus
books

Henry Rohan

HEISS
WIE DIE
SÜNDE

Erotischer Roman

Kapitel 3

Der Marsch durch den Dschungel war eine Reise mit allen Strapazen, die ein Stadtkind nur empfinden konnte. Am schlimmsten waren die Moskitos, die mich nach allen Regeln der Kunst anzapften, und wenn ich irgendwo auf meiner dünnen Zivilisationshaut ein Fleckchen einzureiben vergessen hatte, bekam ich prompt die Quittung. Als Bewohner des Dschungels hatte Aniu diese Probleme nicht. Sie schlug sich zwar mit einem Zweig ab und zu auf den Rücken, aber das muss nicht einmal unbedingt den Moskitos gegolten haben.

Bis jetzt liefen wir auf relativ ausgetrampelten Pfaden. Sie ging voran, und ich folgte ihr im Abstand von etwa zweieinhalb Metern. Ihre Pobacken hoben fast bei jedem Schritt ihren Lendenschurz in die Höhe, und wenn sie leichtfüßig über einen Baumstumpf oder ein anderes Hindernis kletterte, hatte ich freie Aussicht und konnte ihr direkt in den Schritt gucken. Vor allem auf der ersten halben Meile habe ich gedacht, dass ich diesen herrlichen Anblick keinen Tag überstehen würde, aber Aniu ging die Reise so sachlich an, dass ich keinen Gedanken an Liebkosungen oder mehr verschwendete.

Nach etwa zwei Stunden machten wir die erste Rast. Ein Schluck aus meiner Feldflasche trieb mir sofort den Schweiß auf die Stirn. So wie ich Flüssigkeit aufnahm, schoss sie mir durch die Haut wieder heraus. Aniu verweigerte Essen und Trinken. Sie wusste offensichtlich, dass bei den noch folgenden Strapazen ein leerer Magen die bessere Wahl war. Ich hingegen kaute des Öfteren auf einem Stück Maisfladen herum, weil ich jegliches flaue Gefühl im Magen verhindern wollte. Während wir uns auf einer großen Wurzel gegenüberstehend in die Augen sahen, konnte ich nicht anders, als ihr mit der Hand über das Haar zu streichen und sie anzulächeln. Sie lächelte verhalten zurück. Und wenn dieses Lächeln der kleine Finger war, dann nahm ich in den folgenden Sekunden die ganze Hand: Ich kniete mich vor sie hin, beugte mich zu ihr und drückte meine Lippen auf ihre Stirn. Sie reagierte kaum; erst als meine Hand von ihrem Hals hinab auf ihre Brust glitt, wehrte sie sich. Ich wusste nicht, wie ich ihre abwehrende Haltung deuten sollte, der Ausdruck ihrer Augen jedenfalls ließ die Vermutung zu, dass sie zu einem späteren Zeitpunkt zu mehr bereit wäre.

Der Umstand, dass ich nicht ein einziges Wort mit ihr wechseln konnte, ihr nicht einmal klarmachen konnte, wie sehr ich sie mochte und begehrte, hätte mich fast zum Wahnsinn getrieben. Auf der anderen Seite machte gerade der Austausch durch Gedanken, Blicke und Gesten den ungeheuren Reiz dieser Beziehung aus. Anius Kultur, ihre Lebensgewohnheiten, ihr Verhalten, die Art, wie sie Liebe und Sex gab und empfing, ihre Unterwürfigkeit, ihre äußere Erscheinung – das alles war auf eine faszinierende Art

exotisch. Und vielleicht gehörte die Wortlosigkeit dazu? Welche Zerstörungskraft Worte haben können, hatte ich ja zu Hause tagtäglich im Berufsleben erfahren müssen, und auch so mache intime Beziehung im Privatbereich ist nur deswegen kaputtgegangen, weil sie oder er im entscheidenden Moment ihre Klappe nicht unter Kontrolle hatte. Wer weiß also, wie gut es war, dass wir unsere Korrespondenz untereinander auf der wortlosen Schiene ablaufen lassen mussten. Als meine Beine und Füße die Pause so richtig genossen, stand Aniu auf und gab Zeichen zum Weitergehen.

»He, nicht so schnell. Ich bin doch keine achtzehn mehr«, grollte ich vor mir her, als sie plötzlich stehen blieb, als hätte sie den Sinn meiner Worte verstanden. Aber aus ihrer Haltung konnte ich erkennen, dass es einen gewichtigeren Grund geben musste. Plötzlich standen hinter mir und vor Aniu vier fremd aussehende Indianer mit langen Speeren. Mir rutschte vor Schreck das Herz in die Hose, und meine Befürchtung war dahingehend, dass wir fremdes Territorium betreten hatten und deswegen als Eindringlinge gefangengenommen würden. Aniu palaverte lautstark mit dem Anführer, während mein Bewacher begann, an meiner Tasche herumzufummeln. Ich traute mich allerdings nicht, ihm auf die Finger zu klopfen, und hoffte, dass Aniu alles klären würde.

Es schien aber eher so, als würde sich der Streit verstärken. Ein weiterer Indianer schaltete sich ein und deutete mit der Hand immer in die Richtung, aus der wir gerade gekommen waren. Forderte er uns etwa zur Rückkehr auf? Ihren Gesten und dem Tonfall in ihrer Diskussion konnte ich entnehmen, dass es sich weder um Gegner, Angreifer und Rivalen noch um Krieger handelte. Zwei von ihnen hatten neben ihren Speeren auch Blasrohre, und ich vermutete, dass die Truppe auf der Jagd war.

Jetzt mischte sich ein dritter ein, der unentwegt auf mich zeigte. Offensichtlich wollte er wissen, was ich hier zu suchen habe und welche Rolle ich bei dieser Zweimann-Expedition spiele. Aniu redete zu ihnen wie ein Wasserfall. Plötzlich griff sie sich an ihren Hals und zeigte einen kleinen schwarzen Stein, der an einem feinen Lederriemen befestigt war. Daraufhin wurden die Stimmen immer leiser, und schließlich konnten wir gehen. Ich hatte einen Adrenalinspiegel wie noch nie in meinem Leben.

Nach einer weiteren Stunde gelangten wir an eine große Lichtung. Aniu deutete mir an, dass wir hier unser Lager aufschlagen würden. Sie stellte sich auf einen Baumstumpf und kontrollierte minutenlang die Umgebung. Dann kam sie wieder herunter und zeigte mir ihre beiden Hände, die sie so zusammenhielt, als wollte sie Wasser schöpfen. Ich wollte ihr schon meine Feldflasche reichen, aber sie lehnte ab und bedeutete mir, dass wir wieder aufbrechen. Nach zwei Minuten Fußmarsch erreichten wir einen kleinen See. Er befand sich am Rand eines großen Sumpfbereiches. Wir rasteten in der sengenden Sonne und ›duschten‹ uns mit dem Wasser dieses Sees, das wir mit meiner Tasche schöpften und pausenlos über unsere Köpfe gossen.

Wir gingen zurück zu dem Platz, den wir zuerst ausgemacht hatten. Aniu fand den Baumstumpf gleich wieder, und wir schlugen unser Lager auf. Sie untersuchte nur den Boden und sammelte einige große trockene Blätter, auf die sie sich setzte. Ich sah ihr zu

und bereitete mein Lager auf die gleiche Art. Dann setzten wir uns, aßen und tranken etwas.

Es sprach alles dafür, dass dieser Ort unser erstes Etappenziel war. Der Tageszeit nach zu urteilen hätten wir noch weiter marschieren können, aber rechter Hand begann das Sumpfgebiet und vor uns lag ein dichter Waldgürtel, den man vielleicht besser am Stück durchquert. Möglicherweise entsprach diese Überlegung auch ihrem Plan.

Wir dösten beide über eine Stunde vor uns hin. Aniu lehnte ihren Kopf an meine Brust und genoss es, in meinen Armen zu ruhen. Von Zeit zu Zeit konnten wir ein vergleichsweise nahes Schreien der Brüllaffen und Vögel wahrnehmen. Aniu lauschte dann immer konzentriert, um zu erkennen, ob es die natürlichen Geräusche des ruhenden Regenwaldes oder Warnschreie, verursacht durch irgendwelche Feinde, waren. Aber sie blieb immer wieder ruhig.

Die Nacht im Urwald war kalt. Ich breitete meine Space-Blanket, die ich eng zusammengerollt in meiner Tasche hatte, über uns aus, und dann schliefen wir ein paar Stunden, so gut es eben unter diesen Umständen ging.

So düster und beängstigend die Nächte im Urwald sind, so aufbauend und ermutigend sind die ersten Morgenstunden. Die Sonne hatte schon die Baumwipfel erreicht, und ich dachte spontan an ein schönes Frühstück. Ich holte tief Luft, griff in meine Umhängetasche und zauberte ein Stück Maisfladen hervor. Es war die andere Hälfte dessen, was wir gestern gegessen hatten. Ich verkniff mir ein Naserümpfen, brach das Brot in zwei Teile und wollte gerade eine Hälfte Aniu reichen, als sie aufstand und mir bedeutete, dass sie mal eben in die Büsche geht.

Ich begann, auf einem Stück Fladen herumzukauen und half beim Herunterschlucken mit einem Schluck Wasser nach. Mit jedem Bissen wuchs der Wunsch nach einem Frühstücksbuffet. Jetzt, hier in dieser rauen Natur, ist mir die Kargheit der indianischen Speisen erst richtig bewusst geworden. Ich fügte mich meinem Schicksal; was blieb mir auch anderes übrig.

Es knackte im Gebüsch, als Aniu vollbeladen zurückkehrte. Sie hatte Bananen und Papayas gefunden und brachte, soviel sie tragen konnte. Das wertete die Qualität des Frühstücks ungemein auf. Mir wurde jetzt auch klar, warum sie ohne Proviant den Marsch angetreten hatte.

Kaum wieder auf den Beinen, erreichten wir den dichten Waldgürtel, den ich gestern so respektvoll betrachtet hatte. Aniu hatte einen mir bisher unbekanntem Ausdruck von Unbehagen oder sogar Angst in ihrem Gesicht. Sie machte nur noch kleine Schritte und drehte sich immerzu um, um zu sehen, wie weit ich hinter ihr war. Der Wald war dicht und feucht, und eine eigenartige Kälte ließ uns regelrecht frösteln. Ich nahm Anius Hand, um ihr etwas Sicherheit zu geben und ihre Angst zu nehmen. Sie war dankbar für meine Hilfe, doch nach ein paar weiteren Schritten schien sie zu streiken. Ich übernahm die Führung,

führte ihre Hand an meinen Gürtel und machte ihr deutlich, dass sie nicht loslassen soll. Dann entsicherte ich vorsorglich und völlig grundlos meinen Revolver, und wir setzten unseren Weg durch das unwegsame Gelände fort. Die Kühle hielt an und erinnerte mich unentwegt an den Alten, der ebenfalls eine solche unangenehme Ausstrahlung hatte.

Je weiter wir in den Wald gelangten, desto unheimlicher wurde es. Zu der Kühle, die uns immer stärker frösteln ließ, kam nun noch ein leichter Wind. Ein Wind mitten im Urwald, in Bodennähe, im Schutz riesiger Farnblätter und einer undurchdringlichen Vegetation? Hier stimmte doch etwas nicht. Ich glaubte das erste Mal in meinem Leben an Geister. Sicherlich, die ganze Sache mit diesem Vermächtnis, die Erscheinung des Alten, der meine Sprache spricht, dieses einem Voodoo ähnliche Fest mit der unnatürlichen Sexualkraft, das alles waren Dinge, die man mit normalem Menschenverstand nicht erklären konnte. Aber ich war ja als Retter gekommen, und deshalb lernte ich diese geheimnisvolle Welt nur von seiner angenehmen Seite kennen. Hier aber, in diesem mysteriösen Waldgürtel, war alles ganz anders. Sollte ich hier die unangenehmen, schmerzhaften, vielleicht sogar grausamen Seiten einer Welt mir unvollstellbarer Geister kennenlernen?

Ich machte mir selbst Mut mit dem Argument, dass der Alte diese Gefahren kannte und mich nicht hätte allein mit dieser Frau losgehen lassen. Wenn wirklich ein Risiko für den Erfolg meiner Mission bestanden hätte, hätte er mir doch bewaffnete, furchtlose Männer als Begleitschutz mitgegeben. In dieser Welt des Irrealen holte mich plötzlich mein Realitätssinn ein: Jetzt war ich mittendrin in dem Schlamassel, und sich in den Büschen zu verstecken, das wäre wohl die schlechteste Lösung. Ich fragte mich nur, mit welcher Art Gefahren ich zu rechnen hatte. Ich schloss alles Natürliche von kriegerischen Indianern bis zu hochgefährlichen Tieren aus. Es musste etwas Mysteriöses sein, was ich aus meiner Welt nicht kannte.

Aniu trabte hinter mir, als sei sie nicht mehr bei Sinnen. Die Atmosphäre in dieser grünen Hölle hat sie völlig benebelt. Sie wirkte apathisch, als sei die Stunde ihres Schicksals gekommen und nun ihr Ende als Opfer nahe. Als ginge es darum, mich durchzusetzen, forcierte ich unser Tempo und ließ erst nach, als Aniu nicht mehr folgen konnte und an meinem Gürtel hängend hinter mir herstolperte. Je schneller ich ging, desto heftiger empfand ich den Wind, der uns ins Gesicht blies. Es schien, als wollte uns jemand am Weitergehen hindern.

Nachdem wir fast eine halbe Stunde lang mit den geheimnisvollen Verhältnissen um uns herum gekämpft hatten, erreichten wir das Ende des Waldes. Licht drang durch das Geäst und signalisierte, dass uns die Normalität bald wieder hat. Ich mobilisierte alle meine Kräfte und stürmte dem Licht zu. Aniu stolperte nur noch und war völlig erschöpft, als wir das Ende der grünen, kalten Hölle durchbrachen und uns zwanzig Schritte weiter auf den grasigen Boden setzten, um uns wieder zu sammeln. Was uns nach dieser Strapaze neben der wohltuenden Wärme am meisten versöhnte, waren die Vogelstimmen und das Zirpen der Grillen. Die Totenstille in diesem Waldgürtel hatte zu der unheimlichen Atmosphäre wesentlich beigetragen.

Wir erholten uns langsam und setzten unseren Marsch auch gleich fort, um diese furchtbare Stelle hinter uns zu lassen. Aniu kam so langsam auf Touren und hatte die Führung bereits wieder übernommen, als sie mich aufforderte, meine Tasche zu öffnen und die Karte herauszunehmen. Ich befürchtete schon, dass sie die Orientierung verloren hätte und auf die Hilfe der Karte angewiesen sei. Aber offenbar brauchte sie sie nur als Bestätigung. Nach zwei weiteren Stunden Marsch, die uns wie ein Spaziergang vorkamen, erreichten wir unser Ziel. Am Hang eines Hügels sahen wir in ungefähr einer Meile Entfernung die fünf Felsbrocken. Ihre Anordnung entsprach genau den Angaben auf der Karte. Es bestand kein Zweifel: Wir hatten die Stelle gefunden, nach der wir gesucht haben. Aniu hielt es nicht mehr. Ihre Schritte wurden immer schneller, und als wir uns dem ersten der Steine näherten, lachte sie laut und sagte etwas, das sich wie ein Dankesgebet anhörte. Ich suchte den nächsten Schatten und ließ mich nieder. Als Aniu sich freudestrahlend mir zuwandte, umarmte ich sie und drückte sie so fest an mich, wie ich nur konnte. Es war ein wunderbarer Augenblick.

Ich hatte sie also erreicht, die Stelle, an der mein Vorfahr der Selbstaufgabe nahe war. Was musste er als todkranker Mensch in diesem höllischen Wald alles erlebt haben. Und wie kraftlos mag er gewesen sein, als er diese Stelle hier erreicht hatte. Auf der anderen Seite muss ihm hier irgendetwas neue Kraft verliehen haben, denn wie sonst hätte er in seinem Zustand das Meer erreichen können? Doch darüber wollte ich mir jetzt den Kopf nicht zerbrechen. Das waren alles Fragen, die mir der Alte nach meiner Rückkehr ins Dorf beantworten musste. Aniu hatte schon begonnen, durch Legen von Stöckchen und Binsen die Mitte zwischen den Steinen zu ermitteln. Ich stieg auf einen Felsbrocken und kontrollierte durch Ausfluchten den Punkt, an dem sich alle Linien von Fels zu Fels kreuzten. Aniu ging ein paar Meter die Anhöhe hoch und beobachtete die Gegend. Nachdem sie nichts Verdächtiges entdecken konnte, kam sie direkt auf mich zu, öffnete die Lederscheide an meinem Gürtel und nahm sich das Messer. Sie grub damit vorsichtig und entfernte den lockeren Boden mit der anderen Hand. Ich sicherte das Gelände, während sie grub. Plötzlich rief sie ein paar kurze Worte und machte mir mit Handzeichen deutlich, dass ich weitergraben solle, während sie Wache stand. Aniu musste an mich übergeben haben, als sie auf etwas gestoßen war. Ich vermute, dass ihr das befohlen war, denn es war ja ich, der fündig werden und das Etwas ins Dorf zurückbringen sollte.

Was ich in fast einem halben Meter Tiefe gefunden hatte, war in einen Lumpen gehüllt und zugeschnürt. Ich zerriss die maroden Stricke und wickelte das Etwas aus, doch je mehr zum Vorschein kam, desto größer wurde die Enttäuschung. Ich hielt nicht anderes als einen furchtbar schmutzigen Stein in der Hand, der das Aussehen eines Erdklumpens aus einer Baugrube hatte. Aniu stürmte auf mich zu und legte ihre Hand darauf. Das Glück stand ihr ins Gesicht geschrieben. Dann begann sie, mit einem Büschel Gras die Dreckschicht abzureiben, was ihr auch schnell gelang. Zum Vorschein kam eine glänzende schwarze Oberfläche. Aniu rieb sie mit den Fingern und den Innenseiten ihrer Hände, so dass die Schmutzschicht abzubröckeln begann. Als eine Seite vom Schmutz befreit war, entpuppte sich das Etwas als ein dunkler, fast schwarzer Stein. Aniu drehte ihn sofort herum, säuberte